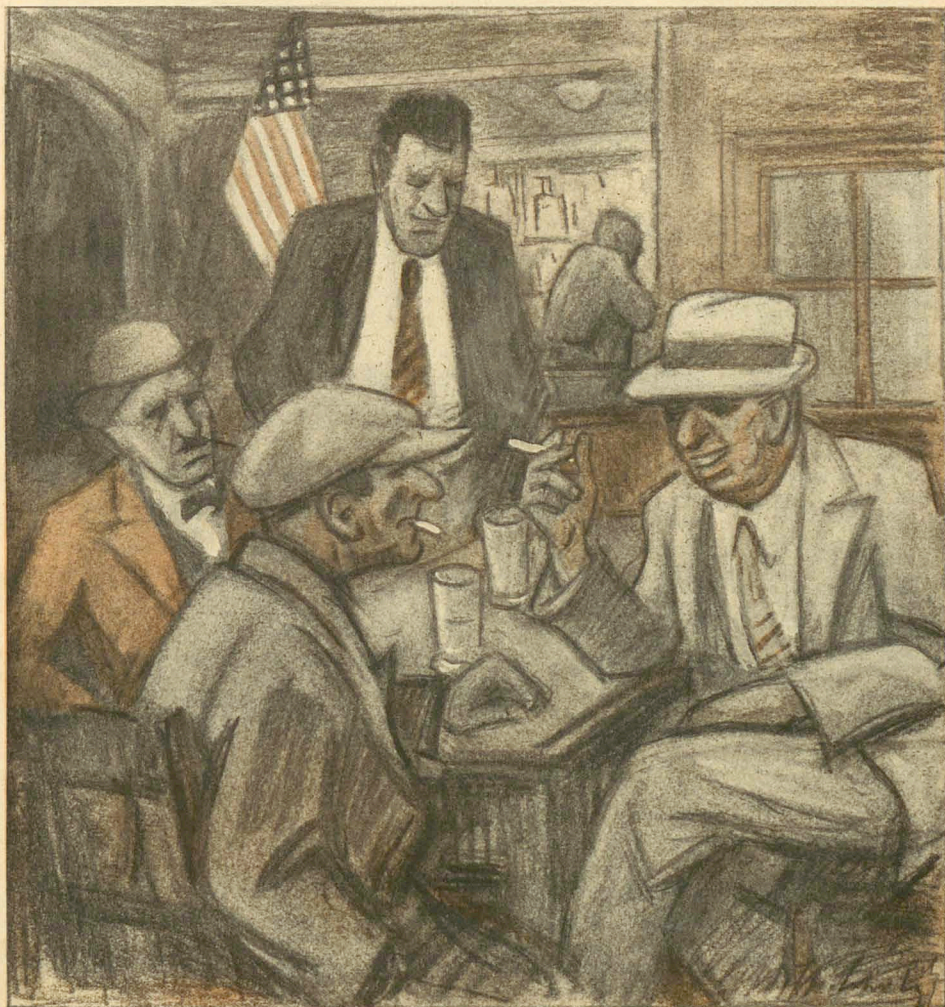


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

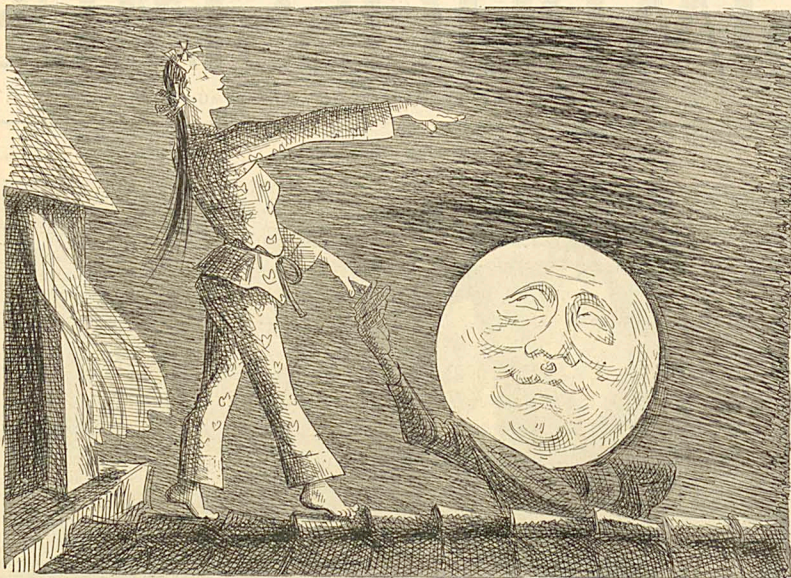
Aufstieg in USA.

(Wilhelm Schultz)



„Was macht eigentlich unser Freund, der Kidnapper, der damals einige Kinderchen umbrachte?“
„Oh, der hat's weit gebracht. Der betreibt es jetzt im Großen: er ist Bombenflieger geworden!“

Ascesa negli USA: „In realtà che fa il nostro amico infantidica che allora ammazzava alcuni bambini?“,
„Oh, è salito molto in alto! Adesso lavora all'ingrosso; s'è fatto aviatore bombardiere!..“



WANN IST MAN ALT?

VON SCHLEHDORN

Ein tagfliegen leben bekanntlich 2 Tage, — wahrscheinlich sind sie am Abend des zweiten alte Herrschaften und haben 3 Stunden lang Anspruch auf achtungsvolles Zuhören der Jungliliegenschaft. Menschen leben durchschnittlich 2 Menschenalter, — und dann noch einige Jahre jenseits der Altersgrenze, erstaunlich rüstig mit ihrer lieben Frau. Also: lange nicht so lange wie etwa der Elefant, — das hängt wohl mit dem dicken Fell zusammen, — oder gar die Schildkröte, — die früh gewöhnt wird, sich in sich selbst zurückzuziehen. Lange nicht so lange wie die Stechpalme im Krematorium oder die Rebe, von deren Wein gute Freunde auf unser Gedächtnis trinken.

Man wird sonach nicht alt; und daß man plötzlich alt ist, das ist auch einer der Widersprüche zwischen der Logik, die recht hat, und dem Leben, das recht behält.

Aber: wann ist man alt? Die Frage ist nicht neu. Da Regierungsrat Julius wieder einen seiner immer häufigeren Geburtstage hatte, kam sie von selbst. Und beantwortete sich von selbst: wenn man sich diese Frage stellt, ist man alt.

Auch hier ist alles relativ. So sind z. B. alte Herren älter als ältere Herren. Dafür sind aber junge Damen noch jünger als jüngere Damen. So hübsch höflich ist der Sprachgebrauch.

„Solange man noch neue Gewohnheiten annimmt und noch Widerspruch vertragen kann“, sagte Marie v. Ebner-Eschenbach, „ist man nicht alt“, und die Sandröck: „solange man noch Theater spielen kann.“ Dies gilt nicht nur für die Bühne und nicht nur für die Damen.

„Ihr Männer seid alt!“, meinte Frau Dorette, „wenn

ihr anfangt festzustellen, wie jung ihr noch seid. Wenn ihr z. B. noch auf die fahrende Elektrische springen konntet...“ Hoffungslos ist der Fall, wenn dann dem Auf- und Kurzatmenden eine junge Dame ihren Platz anbietet. Als sich einmal die jungen Mädchen einer Stadt verschworen, vor jedem Herrn über 40 in der Bahn aufzustehen, vergreiste der Ort zusehends.

Ein Philosoph würde vielleicht antworten: wenn das Vergnügen am Leben ab — und die Angst vor dem Tode zunimmt. Oder: wenn die Erinnerung weitsichtig und das Gedächtnis kurzzeitig wird. Oder: wenn man merkt, daß die meisten Gegen-

Von Der Macht Des Gemüts

Ist der Barbestand an ledern Dingen momentan verblüht, — muß der Mensch gleich immer modern? Wozu hat er das Gemüt?

Liefert es doch Seelenkräfte, mittels derer man bebend flart für Wein für Himbeerfläße, flart für Wurf für Quarz entbremt.

Manches hrumme oder schiefe Urteil wird zurechtgedient, wenn man sich der Perspektive des Gemüts fromm bedient.

Ratatöhr

sätze nur Unterschiede sind und die Unterschiede oft nur Übergänge.

Ein Weltkind: wenn der Rausch billig wird und der Kater ernsthaft. Oder: wenn einer schon wieder anfängt, mit seinen Erfolgen bei Frauen zu prahlen.

Ein Weltmann: wenn die Liebeserklärungen wie Zitate klingen. Oder: wenn man sich berechtigt glaubt, entweder grämlich oder gütig zu werden. Ein einst beachteter Mann ist alt, wenn er beschließt, seine Memoiren zu schreiben, — noch älter, wenn er beschließt, es doch zu lassen.

Alt ist man, wenn man „zu sagen pflegt“, was man früher sagte.

Oder: wenn man das noch könnte, was man früher — einfach tat.

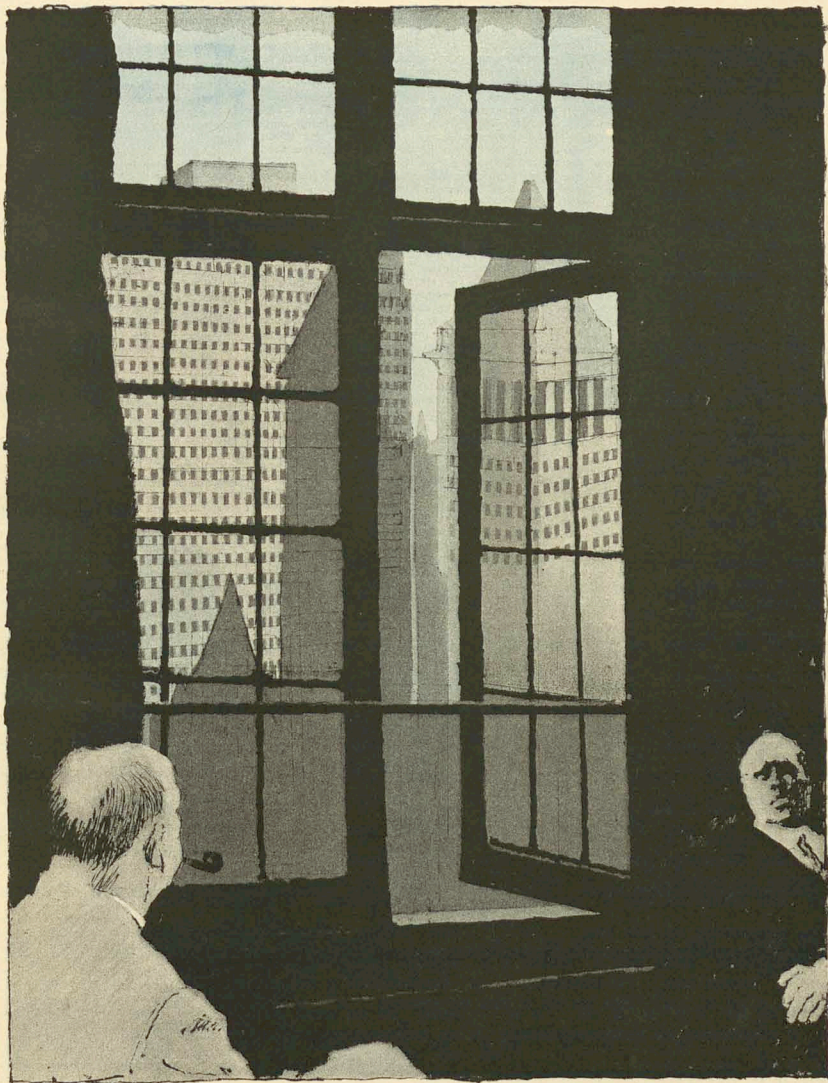
Überhaupt: wenn man mit Stolz „noch“ und mit Trauer „schon“ sagt — in der Jugend ist das genau umgekehrt.

Alt ist man, wenn man findet, daß alte Freunde recht alt geworden sind. „Du hast dich aber gar nicht verändert“, sagt man in solchem Fall und sieht hernach selbst einmal in den Spiegel. Regierungsrat Julius war alt, als heute bei der Gratulation Marianne gestand: „Ich möchte einen Mann heiraten, wie Onkel Julius in jung.“ Wobei sie vergaß, daß ein junger Onkel bestenfalls ein Vetter ist.

„Ja, wenn man vor Ungefährlichkeit schon wieder gefährlich wird — oder es werden könnte, wenn man wollte — aber es nicht will, weil das gefährlich werden könnte, — siehst du, Kind, dann ist man alt...“

Und er beschloß, sich an einer der feinsten Künste zu versuchen: mit Anstand alt zu werden und es mit Geschick zu sein. „Glückt das“, sagte Frau Dorette, „so ist man eigentlich nicht alt.“

Wann also... Mögen sich andere, Jüngere, die es angeht, ihre Köpfe zerbrechen.



„Ich verstehe nicht, warum man sich wegen einer kleinen Basilika
so aufregen kann, sie ist doch höchstens vier Stockwerke hoch!“

Misura di grattacieli: „Non capisco perchè ci si agiti tanto a causa d' una piccola Basilica che tutt' al più ha un' altezza di quattro piani!“,

ÜBER ALLEM NATUR

VON HANS FRANCK

Da die Stadt Groß-Kluczkow beim Beginn des 14. Jahrhunderts ihre Tochter, die Gemeinde Klein-Kluczkow zur Welt brachte, vergaß sie, daß Kinder heranwachsen und später einmal weit größerem Daseinsraum brauchen als in der ersten Lebenszeit. Denn der Neugeborenen wurde ein Gebietchen angewiesen: eingezwängt von dem Flügengelände, welches dem Staat, und dem Dünen- und Dünenland, welches der Stadt gehörte. In ihrer frühesten Jugend nahm Klein-Kluczkow die Abhängigkeit von dem Vater Staat und der Mutter Stadt als eine Notwendigkeit hin. Aber auch Städte wachsen heran. Gewiß, es geht damit nicht so schnell wie bei den Menschen. Doch auch Städte riefen zu Anfang des 19. Jahrhunderts also, erklärte Klein-Kluczkow der Mutter Groß-Kluczkow: „Ich bin jetzt erwachsen und werde fortan den Vater Staat und die Mutter Stadt als ein ungezogenes Kind, von dem gefährlichen Vorhaben abzulassen; schalt, drohe, rief den vielbeschäftigten Vater Staat zur Hilfe. Und tatsächlich, es gelang, die sich streckende Tochter durch Versprechungen und weise Lehren noch einmal zu begütigen. Doch zu Anfang unseres Jahrhunderts, da der Vater Staat und die Mutter Stadt, als ein schließlich, damit wieder Frieden zwischen Mutter und Kind werde, die Natur mit einem Machtwort beendete mühe.

Im Jahre 1907 hatte zu Klein-Kluczkow der Gemeindevorsteher und Badedirektor, ein früherer Oberlehrer, der wegen Schulden den Rock des Kaisers an den Hals hängen mußte, endgültig abgewirtschaftet. Darauf wählte man einen Verwaltungsbeamten auf den verantwortungsvollen Doppelposten. Wilhelm Sigbert, der Neugewählte, war das, was man einen ganzen Kerl zu nennen pflegt: Groß, breitschultrig, starr, mit dickem hochgewachsenen Schnurbart im gelbten Gesicht, das man nicht ohne einen Krampf des Gesichts durch nichts zu ermüdende Arbeitskraft ungenügend den öffentlichen Angelegenheiten widmen konnte, schlagfertiger Redner und nicht nur körperlich stiermochig.

Nach einer Woche war Wilhelm Sigbert, obwohl das ihm unterstellte auswachsene Gemeindevorstandesamt in den Kapiteln noch immer als Dorf geführt wurde, nicht nur im Besitz des Bürgermeistertitels, sondern er hatte auch sein hohes Lebensziel erkannt: Klein-Kluczkow mußte durch seine umsichtigen Maßnahmen zum Weltbad gemacht werden! Er legte Wege und Promenaden an. Er baute ein Warmbad. Er bestrafte, ohne Ansehen der Person, jeden, der die Straße nicht ordnungsgemäß fegte. Er schnauzte Höchstbelehrte die Bewohner an, wenn sie ihre Hauswände, die Einfriedigung ihrer Vorgärten, die Blumenbeete nicht in einem weltbadwürdigen Zustand herriethen und erhielten.

Die Kinder liefen weg, wenn der Herr Bürgermeister — spitzstockfuchtelnd — sagte. Die Erwachsenen zitterten, wenn Wilhelm Sigbert stielefknarrend — von der Straße abbog und auf ihr Haus zuschritt. Aber des Abends, wenn sie beim Kaufmann, am Bierisch, auf der Vorgartenbank seine allerneueste, im „Amtlichen Badeblatt“ erlassene Verordnung lasen und besprachen, schmeichelten sich Klein-Kluczkow. Denn, soviel auch immer der einzelne in Wilhelm Sigbert noch nicht ein Jahr lang Klein-Kluczkow segensreich regiert hatte, hieß er bei Jung und alt, bei Mann und Frau, bei Vornehm und gering nur noch: Wilhelm der Siegreiche.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der ungestümste neue Bürgermeister bei seinem Beginnen, aus dem beschriebenen in Klein-Kluczkow ein ganzvolles Weltbad zu machen, in schwere Kämpfe mit dem Vater Staat und der Mutter Stadt verwickelt wurde, die ihrem Kinde den Lebensraum selbst bei natürlichem Wachstum — um wie vieles mehr bei dem angestrebten un-

natürlichen! — zu eng bemessen hatten. Als das Hafenbauamt durch seine Beschwerden durch gezwungen war, erholungstörende Ramm-, Pfahler- und Baggerarbeiten nicht mehr während der dreimonatigen Saison, sondern nur noch während der dreimonatigen Nicht-Saison vorzunehmen — da wandte Wilhelm der Siegreiche, ermutigt durch die unerwartet schnelle Niederlage des Vaters, sich unverzüglich gegen die Mutter, die Stadt Groß-Kluczkow.

Seit Groß-Kluczkows Zeiten nämlich bestand jeder bessere Groß-Kluczkower Bürger am Strand ein „Zelt“ in Klein-Kluczkow. Diese sogenannten Zelte waren kleine Holzhäuser mit einem winzigen Innenraum, in dem man bei Regen flüchten konnte, mit einer seewärts gelegenen Veranda, auf der man bei gutem Wetter Sonne und Meerluft ungehindert zu genießen vermochte. Zur Erhöhung der Gemütlichkeit hatte man sie durch Tische, Stühle, Liegevorrichtungen, Spirituskochgelegenheiten und andere Einrichtungen nach Möglichkeit einer Stadtwohnung angenähert. Dicht bei dicht standen sie am ganzen Strand entlang und regelten nicht nur die neuangelegte Kurpromenade vollständig von dem ohnehin lediglich im Badeprospekt breiten Sandstrand ab, sondern sahen außerdem von rückwärts — von der Promenade her — so aus, als habe man ein Regiment Bedürfnisanstalten in Reih und Glied aufmarschieren lassen.

Selbstverständlich mißfiel Wilhelm dem Siegreichen diese Großväter Einrichtung auf das allerheftigste. Sollte Klein-Kluczkow in der Tat zu einem Weltbad werden, dann mußten die „Zelte“ der Groß-Kluczkower unbedingt verschwinden. Freilich mit einem Frontalangriff wie bei der Ungehörigkeit des Vaters Staat war es diesmal nicht getan. Daß Wilhelm der Siegreiche bei seinem Amtsantritt die „Zelte“ vorfindet, besagte natürlich nichts. Er hatte bereits viele Übernehmlichkeiten mit Erfolg beseitigt. Aber ebensoviele wie sich das Recht der Groß-Kluczkower Bürger, an dieser Stelle Gebäude zu errichten — denn darum handelte es sich längst; nicht mehr, wie ehedem um bewegliche Zelte — aus den Akten und Karten nachweisen ließ, genau so schwer konnte man dieses Recht ablegen. Strand und Düne waren den Vorfahren als Grund und Boden offenbar viel zu wertlos gewesen, als daß durch gene-

(R. Kriech)



Zeichnungen festgelegt war: Hier hört Groß-Kluczkow auf — hier hängt Klein-Kluczkow an. Es hieß in den Urkunden nur: Strand für Klein-Kluczkow — Dünen- und Dünenland für Groß-Kluczkow. Frontalangriff mithin ausgeschlossen! Man mußte langsam vorgehen.

Wilhelm der Siegreiche, der Beherrscher von Klein-Kluczkow, belegte also durch Gemeinderatsbeschuß jedes Strandgebäude der Groß-Kluczkower Bürger mit einer jährlichen Steuer von 3 Mark. — Dünen- und Dünenland murrten. Aber sie bezahlten, und weiterhin von ihren „Zelten“ aus ungestört das Meer genießen zu können, den geringfügigen Betrag.

Wilhelm der Siegreiche setzte daraufhin durch, daß im nächsten Jahr die neueingeführte, viel zu niedrige Strandgebäudesteuer auf 10 Mark pro anno erhöht wurde.

Da brach die Empörung der Groß-Kluczkower Bürger offen aus. Worn sollte das führen? Wer würde denn, ob man im kommenden Jahr nicht schon 20 Mark „Zelt“-Steuer bezahlen sollte! Oder gar 100 Mark? Dem Klein-Kluczkower Tyrannen war das zuzutrauen. Womöglich verlangte er, gestützt auf nichts als auf seine Unversämtheit, eines Tages den Abbruch sämtlicher „Zelte“, von denen aus man für billiges Geld an den Freuden und Segnungen des Meeres ebenso gut teilhaben konnte wie die Klein-Kluczkower Badegäste, welche dafür Unsummen ausgeben mußten. Wo blieb der eigene Bürgermeister? Wo der heimische Gemeinderat?

Es kam zu einer „kleinen Anfrage“ im Groß-Kluczkower Stadtparlament.

Der Magistrat zu Groß-Kluczkow schrieb also an den Gemeindevorsteher Wilhelm Sigbert zu Klein-Kluczkow: Es werde hiermit um sofortige Aufhebung der den Groß-Kluczkower Bürgern ungeschicklicherweise auferlegten Zeltsteuer ersucht. Im vorigen Jahr sei, um des lieben Friedens willen, der geforderte Betrag gezahlt worden. Ohne daß diese, sozusagen eine freiwillige Beihilfe für die durch ihre Badeausgaben stark mitgenommene Tochtergemeinde darstellende Bezahlung die Anerkennung des Rechtes der Strandzelle der Groß-Kluczkower Bürger zu Zeltstellen in diesem Jahre wäre von den friedliebenden Groß-Kluczkower Bürgern gewiß genau so verfahren und Klein-Kluczkow ein Geschenk nicht verweigert worden. Forderung und Erhöhung aber rechts Magistrate und Bürgerschaft, nimmend den nächstbesten Punkt einzunehmen. Die Strandzelle der Groß-Kluczkower Bürger würde in dem Dünen- und Dünenland die Dünen aber gehören — laut Urkunden und Siegel — der Stadt Groß-Kluczkow, nicht dem von ihr der Schiffahrt halber an der Mündung der Klucke gegründeten Dorf Klein-Kluczkow, dem nur der Strand als Eigentum zustehe. Der Bürgermeister zu Klein-Kluczkow an den Bürgermeister zu Groß-Kluczkow: Die geforderte Zeltsteuer sei zu Recht beschlössen worden. Die Strandzelle ständen auf Klein-Kluczkower, nicht auf Groß-Kluczkower Boden. Wie schon ihr Name sage, seien sie auf dem Strand erbaut. Der Strand aber gehöre, wie in dem unangebrachten Protestschreiben richtig gesagt sei, zu Klein-Kluczkow. Die Strandzelle auf Groß-Kluczkower Grund, so würden die Bürgerliche beider Städte die Aufhebung der rechtmäßigen Steuer werde keinesfalls gedacht.

Am selben Abend, als dieser Brief in einem der drei Klein-Kluczkower Postkästen lag, brachte Wilhelm der Siegreiche unter vielfachen „Hört! Hört!“ und „Plur“-Rufen das Schreiben des Groß-Kluczkower Magistrats in seine Gemeindevorversammlung zur Vorlesung und schloß, immer wieder vom lärmenden Beifall der Gemeinderatsmitglieder unterbrochen, die Bekanntgabe seines Antwortschreibens an. Als er unter kaum endenwollenden Bravourtönen die Abschrift zusammenfaltete, konnte der Umjublete sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Die Groß-Kluczkower Schutz- und Schneider hat in Klein-Kluczkow ein Zelt“ an bevorzugtester Stelle unseres unvergleichlichen Strandes. Ohne Kurtaxe zu zahlen, machen sie von allen Kureinfichtungen unseres aufblühenden Badesortes uneingeschränkten Gebrauch. Völlig gebären sie, auf der sogenannten Veranda Strandzelle, die kreuzbeinigen Faulenzer. Liegend ihrer Holzstühle an dem kreuzbeinigen Faulenzer, liegen unsere von einem erstklassigen Kurorchester ausgeführten Kurkonzerte. Scharenweise sind Badesgäste wieder abgerüstet, weil sie von der Kurpromenade aus nur auf einem Umweg an den



„Wir können stolz sein, Jimmy, daß wir mit unserer hohen amerikanischen Kultur dieses Barbarentum vernichten dürfen!“

I soldati in Cristo di Roosevelt in Sicilia: „Jimmy, possiamo andar orgogliosi che ci sia dato colla nostra alta cultura americana di annientare questo stato di barbarie!..“

Strand gelangen können oder sich zwischen den Strandzelten durchzwängen müssen! Wenn dieser Schaden durch irgendwelche Einnahmen von den Groß-Kluckowern wieder aufgehoben würde, müchte es noch angehen. Aber an Verdienst hat Klein-Klucow durch dieses knauserige falsche Badepublikum im ganzen Jahr nicht eine einzige Mark! Jeder bringt sich für den Tag sein Essen und Trinken in einem Handkoffer, in einer Pappschachtel, in Zeitungspapier, das am anderen Morgen überall am Strande herumliegt und für Geld von unserm Strandwärtler aufgesammelt werden muß, aus seiner Stadtwohnung mit. Sobald es dunkel wird, fahren sie allesamt mit dem Zuge wieder ab, um nur kein Geld für Nachtquartier in

einem unserer Hotels ausgeben zu müssen. Mit diesen Zecken im gesunden Fleisch unseres blühenden, weltbekannten Gemeinwesens muß endlich aufgeräumt werden!“ Diese in Klein-Klucow abgefeuerte Rede Wilhelms des Siegreichen schlug zu Groß-Klucow ein wie eine Bombe. Kleinkalibrige Geschosse — Zeitungsartikel, Eingesandtes — flogen in großer Zahl nach Klein-Klucow zurück. Der Gemeindekrieg war da. Der Magistrat zu Groß-Klucow wies seine Bürger an, die geforderte Strandzeltsteuer in Höhe von 10 Mark nicht zu zahlen. Er komme für alle Folgen auf. Die Gemeinde Klein-Klucow reichte bei dem zu

Groß-Klucow befindlichen Gericht Klage gegen die Stadt Groß-Klucow ein, die ihre Bürger zur Steuerverweigerung aufgefordert und damit einen ordnungsgemäß gefaßten Entschluß der Gemeindeversammlung sabotiert hatte. Das Gericht zu Groß-Klucow entschied: Die Strandzelte der Groß-Klucowener stehen auf dem Düngelände. Das Düngelände gehört der Stadt Groß-Klucow. Also ist die Gemeinde Klein-Klucow nicht berechtigt, von Gebüllichkeiten, die nicht auf ihrem Grunde stehen, Steuern zu erheben. Wilhelm der Siegreiche ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er werde Berufung bei der höheren Instanz einlegen! Mit 10 gegen 2 Stimmen

wurde vom Gemeinderat die Zustimmung zur Einlegung der Revision erteilt.

Die höhere, nicht zu Groß-Kluckow befindliche Instanz entschied: Die Strandzelle steht nicht auf dem Dünenlande der Stadt Groß-Kluckow, sondern auf dem Meerestrand. Die Gemeinde Klein-Kluckow ist als Besitzerin des Grundes berechtigt, eine Gebäudesteuer von den darauf erbauten Holzhäusern zu erheben.

Klein-Kluckow triumphierte und brachte seinem „gehänseltem Oberhaupt“ einen Fackelzug, an dem die Badegäste teil zu haben wünschten, teils der Abwechslung halber zu vielen Hunderten teilnahmen.

Die Stadt Groß-Kluckow tobte. Der Magistrat jedoch ließ sich durch das gefällte Urteil nicht beirren. Noch stand der Spruch des ersten deutschen Gerichtshofes aus.

Um aber während der langen Wartezeit die Empörung und Ungeduld der Groß-Kluckower Bürger nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, griff der Magistrat einzuweisen zu einer gegen Klein-Kluckow gerichteten Verwaltungsmaßnahme. Man beschloß, für das Betreten des städtischen Strandzells von den Klein-Kluckower Badegästen eine Monatsgebühr in Höhe von 3 Mark zu erheben und zur Kontrolle auf Namen des Inhabers lautende Erlaubnisscheine einzuführen, die persönlich im Rathaus zu Groß-Kluckow abgeholt werden mußten.

Diese Verfügung der Stadt Groß-Kluckow war ein schwerer Schlag für die Weltbäderräume Wilhelms des Reichlichen, in der Tat ein großer Teil der Badegäste ab. Die Zurückbleibenden aber schimpften mit den Klein-Kluckowern um die Wette auf Wilhelm den Siegreichen. Plötzlich gab es keinen unfähigeren Beamten in ganz Deutschland als den bisher zum Genie ausgerufenen. Jeder hatte es vorher gewußt, daß eines Tages die Weltbäderräume des Großmannstüchtigen zusammenklappen würden wie ein Kartenhaus. Weltbad? Unsinn! Wilhelm der Siegreiche? Lächerlich! Man war sich völlig einig: Sobald wie möglich mußte Wilhelm Sigbert, der sich den Bürgermeistertitel bei dem Gemeinderat erschlichen hatte, dann Klein-Kluckow war bis zum Tage noch nicht zur Stadt erklärt — für immer verschwinden!

Wilhelm der Siegreiche hielt diesem Sturm unerschütterlich stand. Noch war der letzte entscheidende Spruch nicht gefallen. Der höchste deutsche Gerichtshof aber, dessen er sich, der Wette halber, die Stadt Groß-Kluckow zu werfen und damit das Urteil der zweiten Instanz rechtskräftig werden sollte das jedoch der Fall war, hatte Klein-Kluckow Groß-Kluckow in der Hand. Durch rücksichtslose Hinaufsetzung der Strandzellesteuer war der Magistrat jederzeit zu zwingen, im Interesse seiner Bürger die Verordnung zur Lösung eines Waldorfabtauschens für die Klein-Kluckower Badegäste zurückzunehmen zu müssen.

Das Reichsgericht erkannte für Recht: Der Revision der Stadt Groß-Kluckow werde stattgegeben und die Sache zur nochmaligen Verhandlung an die Vorderinstanz zurückverwiesen. Der Vorderinstanz habe die Frage der Besitzrechte der Grund und Boden, auf dem die Groß-Kluckower Strandzelle errichtet wären, nicht nach allen Seiten hin geprüft. Es sei dem Vorderrichter nämlich entgangen, daß vor der Fällung des Spruches die Frage hätte untersucht werden müssen, ob der Teil des Strandes, auf dem die Badezelle stünde, in der Tat Klein-Kluckow gehöre, oder einem bisher nicht herangezogenen Dritten. Das Allgemeine Preußische Landrecht (von dem Friedrich der Große bekanntlich, als er es gegen seine Gewohnheit ungelesen unterschrieb, zur Entschuldigung seines Tuns gesagt hat: „Es ist sehr schön, das Allgemeine Preußische Landrecht habe in der Strandfrage die Auffassung des Römischen Rechtes übernommen, der Standpunkt des Römischen Rechtes aber sei: Soweit, wie die Wellen des Meeres bei stärkerer Flut zu rollen vermöchten, reiche der öffentliche Strand, erst jenseits dieser von der Natur gezogenen Grenzlinie beginne das private Besitzrecht.“) hätte müßte, was bisher nicht geschehen war, sich einmal an Ort und Stelle festgestellt werden, ob die Strandzelle auf fiskalischem Grunde stünde oder nicht. Erst wenn die Frage über die Besitzrechte des Staates einwandfrei geklärt sei, könne in der Klagesache der Gemeinde Klein-Kluckow gegen die Stadt Groß-Kluckow wegen Verweigerung der Strandzellesteuer endgültig entschieden

werden. Lasse sich nämlich der Nachweis erbringen: Die Strandzelle der Groß-Kluckower Bürger zu Klein-Kluckow stehen auf den Wellen zugänglichem, öffentlichem Grunde, so entfällt die Klage des Badestills gegen ihre Mutterstadt. Laute die Antwort aber: auf privatem Grunde, so sei man dort angelangt, von wo die Schlichtung des Streitens zwischen Groß-Kluckow und Klein-Kluckow ihren Ausgang hätte nehmen müssen. Denn es sei nicht statthaft, einem von zwei darum Streitenden ein Besitzrecht zuzusprechen, solange noch die Möglichkeit bestehe, daß es keinem von beiden gehöre. Mißhin wie erkannt: Zur nochmaligen Verhandlung an die Vorderinstanz zurückverweisen. Und es triumphierte der bisher daneben stehende schadenfrohe Dritte, der Direktor des Hafenaubamtes, der die Niederlage wegen der erholungsstörenden, für die Dauer der „Saison“ ihm bedauerlich bestehe, dem „Pflaster- und Baggerarbeiten noch immer nicht verwunden hatte. Natürlich standen die Groß-Kluckower Strandzelle auf fiskalischem Grund? Wo sonst? Sehr viel weiter als heute ein Mensch glaube, ergreife eine richtige Sturmflut mit ihren Wellen von dem Küstenland Besitz. Das lasse sich einwandfrei feststellen.

Und der Hafenaubamtsdirektor erbat zwecks Feststellung des staatlichen Besitzrechtes an den Strand von Klein-Kluckow um Entsendung eines mit der Materie vertrauten Beamten.

Die Regierung entsprach diesem Ansuchen und schickte zwei jungen, trotz seiner 25 Jahre bereits als überaus gewandten Bekleidungs- und Regierunqslandmesser, namens Marlow, nach Klein-Kluckow.

Marlow kam zunächst einmal zu der Überzeugung, daß die „Zelte“ der Groß-Kluckower Bürger eine äußerst angenehme Einrichtung seien. Bald hier, bald da lud man den einzigen jungen Beamten ein, auf einer der Strandhausveranden Platz zu nehmen, sich ein wenig auszuruhen, ein kleines Gespräch zu führen: über das Wetter und über die See, über das herausfordernde Benehmen der auswärtigen weiblichen Badegäste und das gestrige Betragen der Stadttochter, sowie über nicht mehr, das Selbstverständliche nicht über den Prozeß zwischen Groß-Kluckow und Klein-Kluckow, für den er seine Feststellungen völlig objektiv treffen müßte. Man bot Marlow zu rauchen, zu trinken, zu essen an. Und er ließ sich alles Dargebotene zur Erhöhung seines Wohlbefindens mit dem bildsauberen Badoort zwar nicht unwillig, aber nicht gern annehmen.

Die allgemeine Freundlichkeit der Groß-Kluckower kühlte sich freilich plötzlich und stark wie das abends ein hochsommerlich warmer Septembertag ab, als man sich der Überzeugung nicht länger verschließen konnte, daß der junge Regierunqslandmesser ein „Zell“ vor allem andern aufzuführen begann. Dafür hatte Marlow es denn freilich in dem auserwählten Strandhäuschen so himmlisch, daß er es im Paradies, welches ihm wegen seiner unantastbaren Redlichkeit sicher war, nicht himmlischer haben werde. Besagtes Strandzelt-Holzhäuschen, in dem er nicht nur wie bisher, in den anderen — die Abendstunden außerordentlich verbrachte, sondern sehr bald auch die Mittagszeit, die Frühstückspause und die Kaffeepause, in das er sogar, weil er seine Ge-üfte darin untergebracht hatte, übertag auch dienstlich immer wieder einkehrte, gehörte nämlich einer Witwe aus Groß-Kluckow, die mit zwei schlanken Töchtern, einer dunklen und einer blonden, gesegnet war. Eine Teilung wußten die Groß-Kluckower Strandzellebesitzer, trotz aller Scharfsichtigkeit und Hellhörigkeit nicht: Die Dunkle

oder die Blonde? Die Ältere oder die Jüngere? Aber dann gab es darüber keinen Zweifel mehr: Die Ältere, die Schwarzhaarige!

Es war — 1912 schrieb man unterdessen — ein ungewöhnlich schöner Sommer. Ein sonnenförmiger Tag teilte sich an den andern wie die Perlen einer Kette.

Was Wunder also, daß die Feststellung, ob die Groß-Kluckower Strandzelle zu Klein-Kluckow auf fiskalischem oder privatem Grund stände, allseitig bei einer Sturmflut wie sie seit Menschengedenken nicht stattgefunden hatte, die Wellen bis zu ihnen geschwelligt werden konnten oder nicht, sich als ungewöhnlich schwer erwies. Der junge Regierunqslandmesser, obwohl er die Vorzüge eines Strandzellsbesitzers an eigenen Leibe ungläubig erfahren hatte, machte in großer Objektivität seine Landvermessung mit Theodolit, Bussole, Niveaumessung und sonstigen landmessnerischen Geräten ungewöhnlich eingehend. Mehrfach erinnerte die Regierung den äußerst umsichtigen Beamten an den noch immer ausstehenden Bericht. Aber Marlow konnte mit Recht auf die ungewöhnliche Schwierigkeit und die ungewöhnliche Bedeutsamkeit der ihm anvertrauten Aufgabe bestehen.

Schließlich aber — der Sommer ging zu Ende, die Bewerbung um die Hand der ältesten Tochter der verwitweten Strandzellebesitzerin war in voller Form erfolgt, das Jawort nicht verweigert worden — schließlich mußte Marlow als Ergebnis seiner Untersuchung der vorgesezten Behörde berichten: Fiskalisches zu Klein-Kluckow errichtete Strandzelle der Groß-Kluckower stehen auf fiskalischem Gelände, denn es ist unzweifelhaft nachweisbar, daß bei Sturmflut die Wellen des Meeres über den Strandstrefen, auf welchem die Strandzelle errichtet stand, in früheren Zeiten verhältnismäßig hinweggespült sind.

Auf Grund dieser Feststellungen des jungen Regierunqslandmessers Marlow wurde im November 1912 die Klage der Gemeinde Klein-Kluckow gegen die Stadt Groß-Kluckow wegen Verweigerung der Strandzellesteuer in letzter Instanz endgültig abgewiesen. Alle Kosten des vier Jahre dauernden Prozesses wurden Klein-Kluckow auferlegt.

Die Klein-Kluckower waren aber sich. Ihre gesammelte Wut richtete sich gegen Wilhelm den Siegreichen. Der durfte sich — wollte er nicht Gefahr laufen, beschimpft, bedroht, verprügelt zu werden — bei Tag auf der Straße nicht mehr sehen lassen. Summa: In dem Kind ein Gespött, den Ernüchterung des Geistes, den Verlust der Ehre, erledigt! Bei der nächsten Gemeindevorsteherwahl, die glücklicherweise schon im Januar 1913 stattfand, würde man sich einen Tüchtigeren wählen. Einen pensionierten Offizier! Einen zuchtvollen Mann, der in seinem früheren Beruf gelernt hatte, nicht wie ein Wahnmürrer mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, sondern sie erst zu beschließen, zu unterminieren, um dann da in der Tat den Sieg zu erfechten, wo Wilhelm Sigbert nur mit dem Maul gesiegt hatte.

Weihnachten 1912 wütete ein Sturm gegen die Küste wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Der wuchs sich von Tag zu Tag. Die Junges zu dem Ortke an. Niemand aus Klein-Kluckow konnte sich Silvester auch nur vor die Haustür wagen. Als es am Neujahrsorgen endlich aufklarte und das Ungewitter sich gegen Mittag legte, erkannten die Klein-Kluckower ihren Strand nicht wieder: Wüst und leer wie die Erde vor der Erschaffung des Lichtes lag das Nicht nur die beiden Badeanstalten, sondern auch sämtliche „Zelte“ der Groß-Kluckower hatte das Meer verschlungen. Kein Brett von ihnen allen war übrig geblieben.

Diesem Spruch des Allerobersten Richters baugten sich beide: Mutter und Tochter. Stillschweigend baugten sich Klein-Kluckow und Klein-Kluckow den jahlenden Streit.

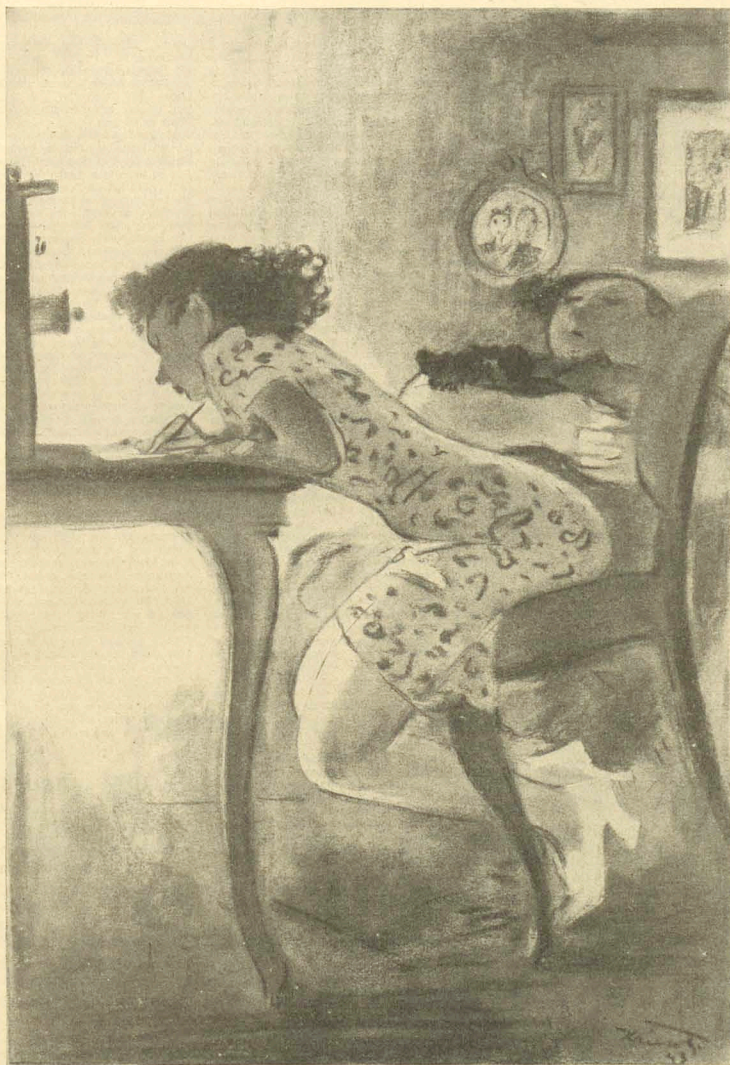
Kein Strandzelt der Groß-Kluckower Bürger steht also heutigen Tages zu Klein-Kluckow zwischen Kurpromenade und Meer. Den Strandwald darf von den Badegästen betreten wer mag, aus dem Meerestrand Bauen auführen was es dazu treibt. Ein Zelt in Klein-Kluckow, das zwischen dem staatlichen Hafengelände und dem städtischen Dünenengelände einzuwöhnte dörfliche Gemeinwesen, das im Januar 1913 Wilhelm den Siegreichen auf Lebenszeit zu seinem Oberhaupt wählte ein Weltbad ist Klein-Kluckow noch immer nicht geworden.

AUGUST

*Wie ein Bräutigam kommt der August,
Heiterkeit befüllt seine Sohlen.
Heiß und herrlich strömt in ihm die Lust,
Seine Braut, die Ernte, heimzuholen.*

*Vollerglöhnt ist sie und reif genug,
Alles dem Geliebten zu gehören.
Golden roost durchs Tor der Hochzeitstag,
Bis das Paar versinkt im Duft der Ähren.*

Heinz Friedrich Kamecke



„Mutti, kannst du mir nicht einen netten Kosenamen für Albert sagen?“
„Doch – ich habe zu deinem Vater zuerst ‚Mein Wilder‘ und später ‚Mein Braver‘ gesagt!“

Appellativo: „Mamma, non potresti suggerirmi un bel vezzeggiativo per Alberto?“,
“Cer.o; a uo padre ho detto dapprima ‚Selvaggio mio!, e più tardi ‚Bontà mia!,!“

MENSCHENFRESSER IN SCHWEDEN

VON ERIK STOCKMARR

In meiner grünen Jugend verbrachte ich einen Sommer, einen herrlichen Sommer, als Menschenfresser in Schweden. Es ist Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß in Skandinavien Menschenfresser leben, das ist aber doch der Fall. Das heißt richtige, waschechte Menschenfresser, die sich von dicken Missionären, Entdeckungsreisenden und anderen Leckerbissen ernähren, gibt es hier natürlich nicht, es lebt aber in Ketten von den richtigen Menschenfressern in Skandinavien. Und so ein Kerl bin ich also gewesen.

Ich reiste während des erwähnten Sommers mit einem Zirkus in Schweden herum, um ein Buch über das Artistenleben zu schreiben, da kam eines Tages der Direktor zu mir und fragte mich, ob ich am Abend als Menschenfresser arbeiten wollte. Ich nahm natürlich sein freundliches Angebot sofort an. Das wird später einmal meinen Sohn mit Stolz erfüllen, dachte ich, wenn er der Lehrerin in der Schule erzählen kann, daß sein Vater ein Menschenfresser gewesen ist. Die Zirkusmenschenfresser sind ganz gewöhnliche, friedliche Leute, die in den Sommermonaten mit irgendeinem Zirkus, als Menschenfresser angekleidet, herumziehen, um ein bißchen Geld zu verdienen. Nur von den kleineren Zirkusen werden Menschenfressernummern vorgeführt, und nur in den ganz kleinen Provinzstädtchen, wo die Einwohner noch ein bißchen naiv und leichtgläubig sind und keine näheren Kenntnisse von den zoologischen Merkwürdigkeiten besitzen. Den ganzen Tag hat der Menschenfresser frei, kann im Gras liegen, baden gehen oder Mädchen küssen und sonst alles tun, wozu er Lust hat. Am Abend aber muß er arbeiten.

Das Kostüm, das er bei seinem Auftreten benutzt, ist ein großes Tierfell, gewöhnlich ein Bärenfell, in das er hineinkriecht. Er schminkt sein Gesicht ganz schwarz, wodurch die Augen unheimlich leuchten, befestigt am Kopf eine schneußliche, strotzende Perücke und an der Nase eine dicke, dunkelrote Schnauze, die mitten im Gesicht wie eine schöne, vollreife Tomate sitzt. Zuletzt klebt er einige lange Schnurbarthare unter die Schnauze und nimmt ein Riesengebiß in den Mund. Nun ist das Ungeheuer zu seiner Arbeit bereit. Ganz einfach, nicht wahr? Doch jetzt zu dem obendlichen Auftreten im Zirkus, so wie es sich für mich während meines Gastspiels als Menschenfresser ergab. Stellen Sie sich bitte vor, daß wir uns in einer

kleinen, schwedischen Provinzstadt befinden, und daß drinnen im Zirkuszelt tausend Menschen sitzen und gespannt auf den Augenblick warten, wo das Ungeheuer in die Manege kommt. Ich stehe in meinem malerischen Menschenfresserkostüm hinter der „Gardine“, wie man den roten Teppich nennt, und plaudere gemütlich mit einer schönen, jungen Artfuchsin, als der Sprechstallmeister den Zuschauer meine Ankunft meldet. Ich gehe in meinen Käfig, einen Zirkuswagen, dessen drei Seiten aus dicken, eisernen Stangen bestehen. Zwei starke Männer schieben den Wagen in die Manege. Da bin ich also nun! Ich grüße die vielen Menschen mit einem fürchterlichen Urdwallegruß und rülle unheimlich mit den Augen. Wie ein verdorrter Floh springe ich im Käfig herum, schlage ein paar Purzelbäume und rüttle wild an den eisernen Stangen, während ich unheimliche Gesichter schneide. Mückenmüschentill silzen die Zuschauer auf ihren Plätzen, wagen kaum zu atmen und gucken einander angstvoll an, denn die meisten dieser harmlosen Menschen glauben, daß es sich um einen richtigen Menschenfresser handle. Damit sie auch weiter nicht zu zweifeln beginnen, stoße ich noch ein paar Brüller aus, bewege meine Arme hin und her und har und har und har und herzerzitternd wie eine wahnsinnige Eule. Ein paar ältere Damen in der ersten Reihe erheben sich erschüttert, um sich schleunigst nach Hause zu begeben. Ich schaue sie wütend an und zische ihnen nach Zittern verlassen sie das Zelt.

Der Sprechstallmeister, der einen Revolver in der Hand hält, tritt nun an meinen Käfig heran und erzählt mit angstvoller Stimme ein grausames Abenteuer, das ich, um den Eindruck zu verstärken, für diese Gelegenheit verfaßt habe; denn ich bin doch, neben meiner Anstellung als Menschenfresser, ein Schreiber. „Tief afrikanischer Urdwalle“, erzählt der Sprechstallmeister, „hat man dieses fürchterliche Menschenfresser gefangen und es unter großen Schwierigkeiten nach Europa transportiert. Der Schiffscockpit und zwei Vollmatrosen wurden mit Haut und Haaren gefressen, und der Kapitän verlor sowohl die rechte Hand wie auch seine Frau. Nur die rechte Fußgabel der Vollbräute der Gefressenen wurden zurückgelassen, und dann die Beine natürlich, die das Ungeheuer ausspuckte; denn Matrosenbeine mag er nicht. Dagegen hat er Frauenbeine natürlich gerne.“ (Ein Schauer geht durch die vielen Menschen des Zirkus.) „Obwohl der Menschenfresser mehrere Jahre in seinem Käfig verbracht hat“, fährt der Sprechstallmeister fort, „ist er doch heute ebenso gefährlich wie damals.“

Um diese mahnenden Worte zu unterstreichen, schmeißt er nun ein weißes Huhn in den Käfig hinein. Das Huhn ist aber nur aus Pappe und Federn gemacht, was jedoch kein Mensch entdecken kann. Schnell beiße ich in den Hühnerkopf ab und spucke ihn in die Manege heraus, während ich mir voll Wohlbehagen die Schnauze lecke. „Uuuusch!“ sagt ein Herr und babbt vor Schrecken. „Dieses grausame Unier“, erzählt der Sprechstallmeister weiter, „das in der Gefangenschaft mit weißen Hühnern und jungen vierzehnjährigen Meerfrauen und Meerfäulen — von den Fidji-Inseln importiert — gefüttert wird, duldet nur einen Menschen in seiner Nähe, nämlich seine bildhübsche Pflegemutter, eine junge, weiße, blonde Frau. Durch mühsame Erziehungsarbeit und liebevolle Geduld es ihr gelungen, den Menschenfresser so zu zähmen, daß er am Abend auf ihrem Schoß sitzt, während sie ihm kleine süße Wiegenlieder vorsingt.“

Durch diese Äußerung fühlen die Zuschauer sich augenscheinlich ein bißchen erleichtert, und als die Pflegemutter, Fräulein B l o n d h a a r, in einen weißen Kittel gekleidet, in die Manege tritt, wird sie mit begeistertem Beifall und Brandwein empfangen. Sie geht zum Käfig hin, und ich grüße sie alleruntertänigst, indem ich mich tief verbeuge und in größter Bewunderung meinen schwarzen Zylinderhut abnehme. (Ich trug immer einen Zylinderhut mit einem Kopf, um den Eindruck ein bißchen derer zu machen!) Fräulein Blondhaar steckt die Hand in den Käfig und gibt mir einen kleinen Kuchen, indem sie mir liebevoll über mein Fell streichelt.

„Heep“, sagt sie und macht ein kleines süßes Knicksche. Ich wadele freudestrahlend mit meinem langen, aus Fell genähten Schwanz und schnurre wie eine Katze.

„Ich glaube, er ist in sie verliebt!“, flüstert eine Dame im Parkett.

Das stimmt wirklich, denn im privaten Leben bin ich mit Fräulein Blondhaar verlobt und bin in sie bis über die Ohren verliebt. Ein älterer Herr lehnt sich an seine Frau, seufzt tief und sagt:

„Ach wäre ich doch auch ein Menschenfresser!“

Sie knallt ihm eine warme Ohrfeige, faßt ihn am Kragen und verläßt das Zelt mit ihm. Fräulein Blondhaar macht nun eine Verbeugung und zieht sich zurück, um in unserem privaten Zirkuswagen für das Abendessen zu sorgen. Und damit ist die Vorführung zu Ende, der Käfig wird wieder von starken Männern herausgeschoben, und ich nehme von den Zuschauern Abschied, indem ich wütend in die eisernen Stangen beiße und mein schreckliches Urdwallegruß ausstoße.

Sobald der Wagen wieder hinter der Gardine ist, bin ich ein freier Mann, verlasse den Käfig und gehe in meinen privaten Zirkuswagen, wo ich wohne, und wo Fräulein Blondhaar mich mit heißem Kaffee und noch heißeren Küssen empfängt. In einer kleinen schwedischen Stadt aber war ich gerade mit meinem Auftreten fertig geworden und saß noch in meinem Wagen in voller Ausstattung, um mich abzuschminken, als der Zirkusdirektor wie ein Sturmwind in den Wagen stürzte:

„Um Gottes willen!“ rief er atemlos, „gehen Sie schnell in Ihren Käfig hinein, der Polizeimeister kommt, er darf Sie hier nicht sehen! Kommen Sie, bitte, schnell!“

„Wieso? Ich verstehe nicht?“

„Hören Sie zu. Der Polizeimeister der Stadt, Herr B o r m u s t, hat eben der Vorstellung beigevoht und hat einen furchtbaren Schrecken vor Ihrer Menschenfresserei bekommen. Er ist vor Angst ganz außer sich, er fürchtet, daß das Unier aus dem Zirkus flüchten und die Einwohner der Stadt überfallen und fressen könnte. Er glaubt ja, daß Sie ein richtiger Menschenfresser sind und will sich nun davon überzeugen, daß diese wilde Kreatur gut und sicher hinter Schloß und Riegel sitzt, denn die Verantwortung für die Unglücke, die sonst passieren könnten, will er nicht auf sich nehmen, sagt er. Also, kommen — wir müssen uns beeilen.“

Fräulein Blondhaar gab mir ein paar Kuchen mit, und weg waren wir. Eine Minute später lag ich im frischen Heu in

DAS KARUSSELL

Ich fteh' vor einem Karuffell,
erft geht es langlam, später schnell
und wie ein gut jonglierter Teller
dreht es sich schnell und immer schneller.
Die Pferde kreiseln nie im Tanz,
den Kopf am Schweiß des Vordermanns.

Im tollen Wirbel, Roß und Kind
kaum noch zu unterscheiden find.
Wer so betrachtet, lange fteh',
weiß nicht mehr, wer und was sich dreht.

Man meint, man sei eventuell
am Ende felbt ein Karuffell.

So denkt ich mir ungfähr
die Welt vom Standpunkt großer Bär.

Und machte nicht Kopernikus
fchon damals mit dem Märchen Schluß,

daß sich die Erde nicht bewegt,
ich hätte jetzt es angeregt.

Doch dazu ist es nun zu spät. —
Man weiß schon längst, um was sich's dreht.

Fritz Vöttner

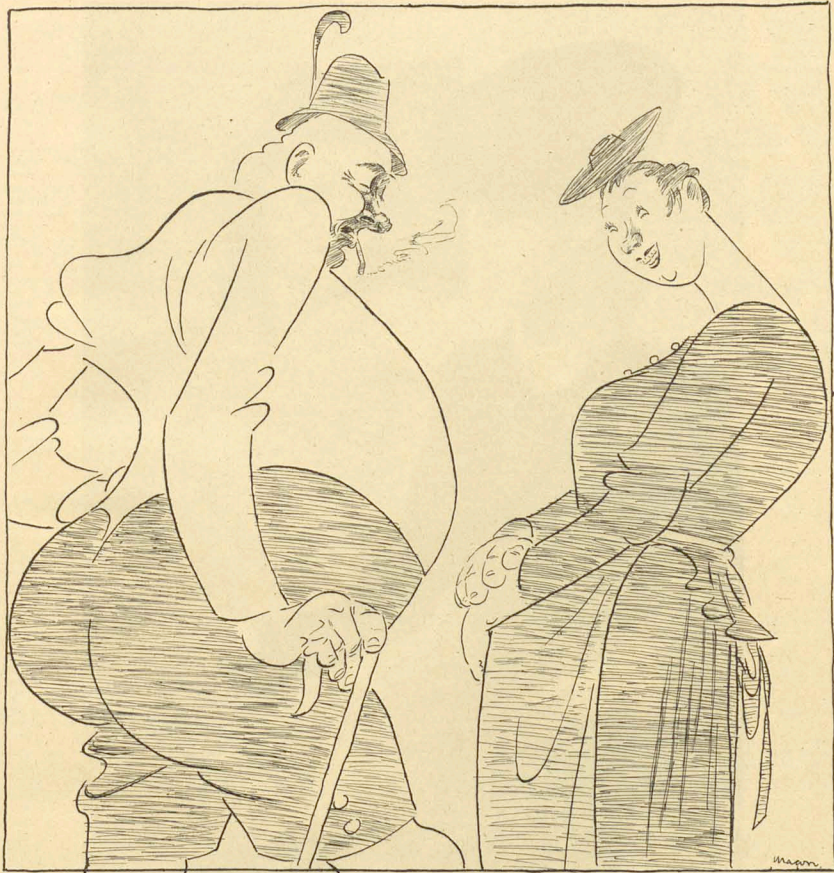
Vorübung - Allenamento

(Hegenbarth)



„Sie müssen ganz still stehen, dürfen die Stellung der Beine nicht ändern!“ — „Kann ich, Herr Professor, bin kürzlich acht Stunden Eisenbahn gefahren!“

„Dovete star ferma immobile e non mutare la posizione delle gambe.“ — „Sì, ci sono capace, signor Professore. Di recente ho fatto otto ore di ferrovia.“



„Sagen Sie, liebe Frau, könnte man wohl Butter, Schmalz und Eier bei Ihnen bekommen?“

„Naa, aber a guat erhalten's Odelfaß tat' i markenfrei vakaffa!“

L' offera: „Ditemi, buona donna, non si potrebbe aver da Voi del burro, dello strutto e delle uova?“

„Eh no; ma avrei da vendere senza tagliando un barlotta, ben conservato, da concime!“

meinem Käfig hinter der Manege und knurrte unheimlich. Gerade hatte ich die Tür geschlossen, als der Zirkusdirektor und der Polizeimeister auf den Sattelplatz traten. Ich gab ein furchtbares Geheul von mir, so daß der Hut des Polizeimeisters vor Schreck wegfiel.

„Und hier sitzt er Tag und Nacht?“ stotterte der Besuchende.

„Natürlich“, antwortete der Direktor.

„Und er kann nicht ausbrechen?“

„Kommt gar nicht in Frage. Übrigens ist er ein sehr netter und harmloser Kerl, wenn er außerhalb der Manege ist. In Stockholm spazierte ich

jeden Tag mit ihm durch die Straßen, und wir tranken unseren Nachmittagskaffee in einer Konditorei. Doch führte ich ihn natürlich an einer Schnur.“

„Das dürfen Sie hier bestimmt nicht machen“, sagte der strenge Wächter der Justiz.

„Selbstverständlich nicht. Aber jetzt müssen wir schnell gehen, Herr Blomquist, denn das Tier hat einen furchtbarsten Haß auf alle uniformierten Leute, insbesondere Polizeimeister. In Göteborg hat er das eine Bein des dortigen Polizeibeamten abgebissen, und nachher seine Frau als Dessert gefressen.“

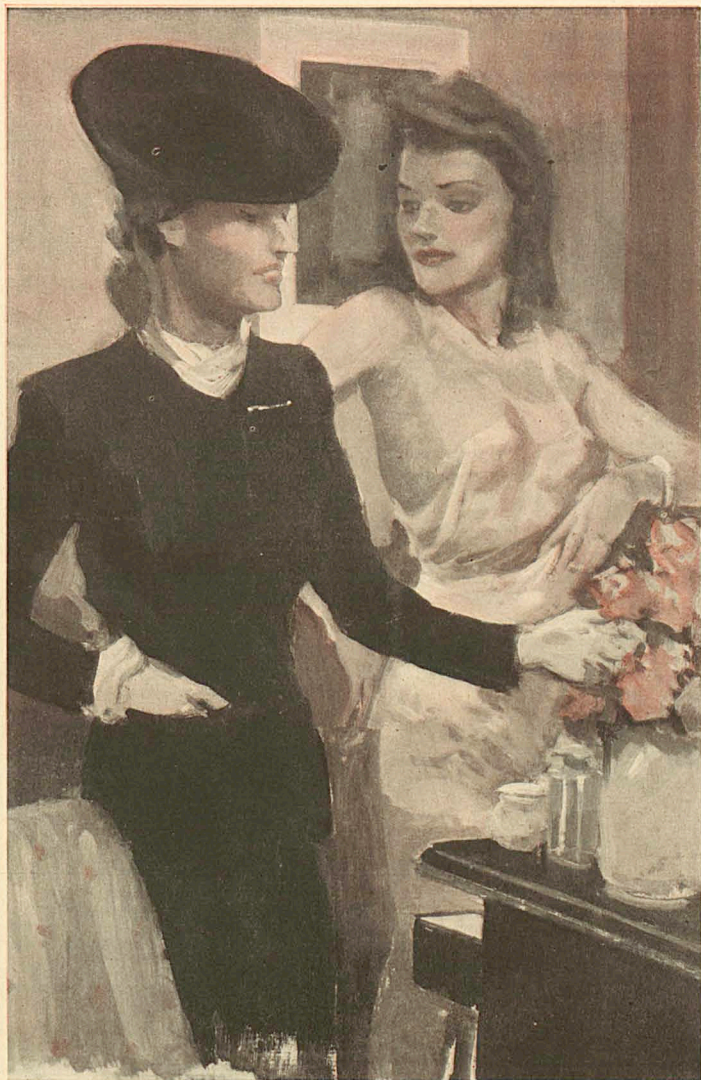
„Huuuuh, Huuuuuuuuuh!“ schrie ich und rüttelte wild an den eisernen Stangen. Und weg war der Mann.

*

„Denk dir“, sagte ich zu Fräulein Blondhaar, als wir nachher beim Kaffeetisch saßen, „er glaubte wirklich, ich wollte ihn fressen. Wie blödsinnig! Wenn ich überhaupt jemand fressen würde, dann doch höchstens... ja, weißt du wen?“

„Mich?“ sagte sie und gab mir lächelnd einen Kuß.

„Ja“, antwortete ich und küßte sie.



„Und womit entschuldigt sich Egon, daß er eine Freundin hat?“
„Er sagt: „Beruhige dich, mein Kind, sie ist ganz dein Typ!“

Conforto: "E come si scusa Egon d' avere un'altra amica?," — "Egli dice: 'Sta tranquilla, bambina mia; ella è tutta il tuo tipo,!,."

DURCH DIE BLÜME

VON H. DÖRR

Ungeduldig blickte Martin nach der Uhr, denn die verabredete Zeit war längst vorüber und Maria war noch immer nicht erschienen. Pünktlich um fünf wollte sie da sein, und nun war es fast sechs Uhr.

„Hörst du, Peter?“, erzählte er wohl schon zum zehntenmal an diesen Nachmittage seinen kleinen, braunen Dackel, der ihm ebensofort mit unverminderter Aufmerksamkeit gelauscht hatte, „hörst du, heute kommt Maria zu uns, das schönste und beste Fräuchen, das wir beide jemals gesehen haben. Und ich hoffe, du wirst hübsch artig sein, aber Junge, wirst weder vorlaut sein, noch am Teetisch um ein Stück Zucker betteln, verstanden? Dafür aber wirst du schön Pfötchen geben, wenn Fräuchen es wünscht, und nachher gefälligst in deinem Körbchen verschwinden. Sie muß einen guten Eindruck bekommen von uns beiden und sehen, daß du ein wohlzogener Hund bist. Ich liebe das Fräuchen nämlich und möchte, daß es für immer bei uns bleibt, verstanden?“

Bei diesen Worten rückte Martin hier ein Kissen und dort eine Tasse zurecht, plückte ein welkes Blatt von den Blumen, die in der Mitte des festlich gedeckten Tisches standen, und steckte ab und zu in einen Keck in den Mund, während der Hund, erfreut über die lange Zwiesprache mit seinem Herrn, dessen Bewegungen aufmerksam verfolgte. Nur der Schatten einer kleinen Enttäuschung lag in den braunen Dackelaugen, daß nicht wie sonst auch für ihn hin und wieder ein kleiner Happen durch die Luft geflogen kam. — Und

wieder sah Martin nach der Uhr. Schon wollte er jede Hoffnung auf diesen mit so hohen Erwartungen erfüllten Besuch aufgeben — da, endlich klingelte es. Mit einem Sprung war er an der Tür, setzte sein glückliches, strahlendstes Jungengesicht auf und öffnete. Draußen aber stand nicht die zarte blonde Frau Maria mit den unwahrscheinlich violettblauen Augen, sondern der Postbote mit einem Eilbrief von ihr. Hastig riß Martin den Umschlag auf und startete sekundenschnell verständnislos und entgeistert auf das eine einzige Wort, das der Brief enthielt. Schwarz auf weiß stand da geschrieben: Fliegl, nichts weiter als Fliegl!

Fürs erste versetzte Martin dem unschuldigen Peter, der ihm erwartungsvoll und schweifwedelnd nachgeilt war, einen etwas unangebrachten Fußtritt, worauf der Hund sofort die Schwingungen seines Gefühlsbarometers einstellte und jämmerlich jaulend unter den Tisch kroch, um von dort aus schwer gekränkt und miträuschlich hervorzujauchern. Sein Herr aber ließ sich in einen Stuhl fallen und startete noch immer fassungslos auf die seltsame Botschaft.

Langsam versuchte er, seine fliegenden Gedanken zu ordnen und sich die Ereignisse des gestrigen Tages ins Gedächtnis zurückzurufen, um von dort alles in bester Ordnung gewesen. Er hatte mit Frau Maria einen schönen, zauberhaften Abend verbracht. Sie waren in einem kleinen gemütlichen Lokal gesessen und bei einer Flasche Wein hatte er endlich den Mut gefunden, der schon seit langem angebotenen Frau seine Liebe zu gestehen. Maria hatte dazu nur fein gelächelt und ihm zärtlich über die Haare gestrichen. Aber mit Augen hatte sie ihn angesehen, aus denen ihm eine Welt von Zuneigung entgegengeblüht schien.

Ehe sie auseinandergingen, erwählte Maria noch, daß sie morgen Geburtstag hätte und ließ ihn scherzend raten, der vielleicht es wohl sein mochte.

Martin war einen Augenblick in arger Verlegenheit, denn nichts könnte er schlechter, als das Alter der Frauen schätzen. Und gerade bei Maria, dieser schönen, reizenden und bestimmt sehr jungen Witwe schien ihm dies unmöglich, denn sie konnte ebensogut schon gegen dreißig sein, wenn sie auch in manchen Momenten, so wie eben in diesem, ganz bedeutend jünger aussah und es wahrscheinlich auch tatsächlich war. Um also Zeit zu gewinnen und ihr gleichzeitig eine sinnige Aufmerksamkeitsleistung zu erweisen, hatte er auf ihre weitere dringende Frage nach ihrem Alter lächelnd geantwortet:

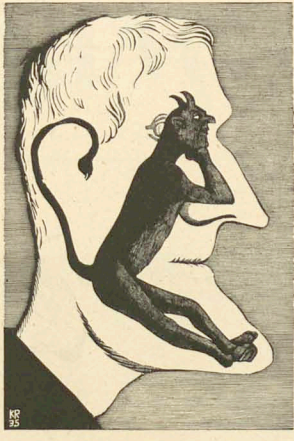
„Ich will es Ihnen durch die Blume sagen und werde mir gestatten, Ihnen morgen so viele rote Rosen ins Haus zu schicken, als Ihnen Lebensjahre zukommen.“

„Schön gesagt“, hatte Maria fröhlich ausgeufen, „und wenn Sie annähernd richtig geraten haben, dürfen Sie mich morgen um fünf Uhr zum Tee erwarten und ich will meinen Geburtstag mit Ihnen ganz allein verbringen.“

Martin war überglücklich gewesen. Schon am frühen Morgen war er in den Blumenladen geflohen und hatte sich nach reiflicher, in einer fast schmerzlosen Nacht durchdachten Überlegung dazu entschlossen, zunächst Stück rote Rosen zu schicken. Er hatte noch den Auftrag gegeben, ganz besonders große, ausgewählte Prachtexemplare zu schicken und war nun sicher, das Richtige getan zu haben, denn es mußte Maria, wenn sie auch vielleicht tatsächlich schon älter war, sicher freuen, von ihm so jung eingeschätzt zu werden. Und nun kam statt ihr dieser Brief, der doch unmöglich die Antwort auf seine zarte Geste sein konnte.

Natürlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Man hatte vielleicht überhaupt verlesen, die Blumen bei ihr abzugeben oder hatte sie an eine falsche Adresse gesandt und sie war mit Recht über diese große Unaufmerksamkeit erzürnt. Er mußte sich augenblicklich Gewißheit verschaffen und stürzte in den Blumenladen, die erschrockene Verkäuferin mit den hastig hervorgebotenen Worten überfallend:

„Haben Sie die heute morgen bestellten zwanzig



Illustriertes Sprichwort:

„Spitze Nase, spitzes Kinn,
da steckt der Satan leibhaftig drin!“

Proverbio illustrato: „Chi naso acuto e acuto mento avrà, Satana in carne ed ossa occullerä!“

Stück roten Rosen auch wirklich an die angegebene Adresse gesandt?“

Das kleine Blumenmädchen wurde ein wenig verlegen, als der aufgeregte Kunde vor ihr stand, dann aber sagte sie rasch und freundlich:

„Gewiß, mein Herr, wir haben die Blumen abgegeben. Allerdings“, fügte sie bedauernd hinzu, „von den gewünschten ganz großen Exemplaren war nicht mehr genügend Vorrat da. Ich habe mir daher erlaubt, zum gleichen Preis natürlich, vierzig Stück einer etwas kleineren, aber ebenfalls sehr schönen, wohlthuenden Sorte zu schicken.“ Und als sie merkte, wie das Kunden Blick immer starrer wurde und sie schließlich fast zu erdlichen drohte, setzte sie bedauernd hinzu: „Sie werden doch deswegen nicht ungehalten sein, mein Herr?“

„Nein, ich nicht!“, erklärte Martin mit wütendem Sarkasmus und warf die schwere Glästüre klirrend hinter sich zu, was das Mädchen zu der philosophischen Bemerkung veranlaßte: „Ich glaube, er war doch ungehalten, der Herr!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Bammers gingen in die Kunstausstellung. Bammers blieb vor einem Auktionsstehen und betrachtete mit liebkosenden Blicken. Seine Frau murmelte: „Was gibt es denn da groß zu sehen?“

„Aber, Alwine“, sagte Bammers, „ich bewundere doch nur den prächtigen Rahmen!“ p. b.

MEIN FREUND JOHANNES

Es ist jetzt schon so lange her, daß ich es ruhig erzählen darf.

Da wurde Johannes einmal von seiner Mutter dabei erwischt, wie er mit auch für einen zwölfjährigen Jungen ungewöhnlich schmerzigen Füßen in sein Bett steigen wollte. Es bestand der begründete Verdacht, daß er das auch sonst zu tun pflegte. Der Zustand der Bettlaken machte es wahrscheinlich. Man darf deshalb auch annehmen, daß die Mutter nicht ganz zufällig gerade in diesem Augenblick in das Zimmer trat.

Wie dem auch sei, sie nahm die Gelegenheit wahr, Johannes ins Gewissen zu reden.

„Stelle dir nur mal vor, du hast auf der Straße einen Unfall und mußt sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Was meinst du wohl, was dann die Ärzte und Schwestern von dir denken, wenn sie deine schmutzigen Füße zu sehen bekommen? Sie werden denken, daß du ein ganz großer Schmutzfink bist! — Möchtest du das wohl gerne?“

„Nein, Mutter“, sagte Johannes.

„Willst du dann in Zukunft dafür sorgen, daß sie das nicht zu denken brauchen?“

„Ja, Mutter“, sagte Johannes. „Ich werde von nun ab ganz besonders vorsichtig auf der Straße sein.“

*

Martin war Onkel geworden. Das erfüllte ihm mit maßlosem Stolz. Dauernd erzählte er von seiner Nichte. Wie niedlich und klug sie wäre, und so weiter.

So lange er nur das tat, war es noch auszuhalten. Aber bald kamen die ersten Fotos. Wir hatten sie zu bewundern.

Nun, mein Geschmack sind so ganz Neugeborene nie gewesen. Auch Martins Nichte machte da keine Ausnahme. Wie ein hilfloses kleines Affchen lag sie im Arm ihrer Mutter. Dahinter waren einige Bäume zu sehen.

Verlegen beschaute ich mir das Bildchen. Ich bin sonst Martin gegenüber nicht so zartfühlend gewesen, aber in dieser Sache mochte ich ihn nicht kränken.

„Wirklich sehr nett“, urteilte ich also.

„Ja, recht hübsch“, bestätigte Johannes. „Wo steht diese Baumgruppe nur noch?“ J. Bieger

OLAF GULBRANSSON 43



„Onkelchen Sam, du faßt mich ja um die Kehle statt um die Taille!“

Amante impetuoso di Britannia: „Ma, zietto Sam, tu mi stringi alla gola invece che alla vita!..“